

kritisch, feministisch, akademisch – ein Widerspruch in progress

Von langen Leitungen, zu kurzen Armen und warum niemals alles besser war. Ein Plädoyer für die Lust an reflexiven Schlaufen und den ungemütlichen Nutzen akademischer Prekarisierung als Ausgangspunkt kritischer (Denk-)Bewegungen.

Stefanie Mayer

Wer heute über feministische Wissensproduktion nachdenkt, kommt nicht darum herum in den Jahrzehnten seit dem Aufflammen der »Neuen Frauenbewegung« unterschiedliche, ungleichzeitige und manchmal widersprüchliche Entwicklungen zu konstatieren. Eine der Hervorstechendsten ist die Akademisierung feministischen Denkens ab den 1980er Jahren, die von Anfang an in einem Spannungsverhältnis zu grundlegenden feministischen Ansprüchen stand – etwa zu jenem auf Autonomie (von Institutionen wie von einzelnen Männern), auf das Wahr- und Ernstnehmen je eigener Erfahrungen als Ausgangspunkt politischen Denkens und zur Kritik an (männlichen) »Experten« und ihren Repräsentationspolitiken. Gängige Diagnosen dieser Entwicklung verweisen auf die Entpolitisierung und den Verlust der Radikalität feministischer Kritik in den seit den 1990er Jahren entwickelten Techniken der Verwaltung von »Genderangelegenheiten«; andere erzählen die Geschichte der akademischen Institutionalisierung als zwar unabgeschlossene, doch insgesamt erfolgreiche Strategie des Verbreiterns und Sicherens feministischen Wissens, dem so auch die Schwäche der autonomen Frauenbewegungen wenig(er) anhaben könne. Im folgenden Text möchte ich einige Aspekte dieser Debatten aufgreifen und versuchen sie im Hinblick auf den kritisch-emanzipatorischen Anspruch feministischen Denkens weiterzuspinnen – welche Rolle spielt die Akademisierung im Zusammenhang mit dem aktuellen neoliberalen Umbau der Universitäten? Wie lässt sich hier das Verhältnis zwischen aktivistischen und akademischen Kontexten vorstellen? Und was bedeutet das für den Anspruch herrschaftskritisches Wissen zu produzieren, das sich gerade nicht in den Dienst einer »besseren« Kontrolle und Verwaltung stellen lässt?

Koordinaten

Wer allerdings *über* feministische Wissensproduktion schreiben will, darf ihre wesentlichen Einsichten nicht ungenützt lassen – daher ist hier eine wesentliche Einschränkung zu treffen: Auch wenn manche der Überlegungen zur Institutionalisierung und ihrer Kritik vielleicht breitere Gültigkeit beanspruchen könnten, geprägt sind sie durch die spezifische Situation im deutschsprachigen Raum, genauer: in Österreich, genauer: in den Sozialwissenschaftlichen Fächern der Universität Wien einerseits und einigen mir bekannten und in diesem Zusammenhang besonders

relevant erscheinenden autonomen feministischen und queer-feministischen Aktionsformen andererseits. Es ist also ein sehr spezifischer lokaler Hintergrund, der meinen Ausgangspunkt darstellt und vor dem ich meine Argumentation entwickeln möchte.

Diese bislang v.a. geographische Eingrenzung verrät bereits die Bedeutung, die ich einem bestimmten Versatzstück feministischer Erkenntnistheorien zuweisen möchte: der Idee des »situieren Wissens« (Haraway 1988), der Kontextgebundenheit von Erkenntnis und – daraus folgend – der notwendig partiellen Perspektive, aus der heraus die Formulierung jedes Wissens erfolgen muss. Ich verstehe mich gerade nicht als distanzierte, neutrale Beobachterin, die das Für und Wider kritisch-feministischer Wissensproduktion abwägen könnte, sondern als Teil des intellektuellen Handgemenges *über* das ich schreibe und *in* dem ich gleichzeitig Position beziehe. Dass die eigene Situierung nicht erst die »Ergebnisse« der (hoffentlich kritischen) Denkbewegungen beeinflusst, sondern sich insbesondere in der Art der Fragestellung und dem »spontanen« Interesse an bestimmten Aufgaben niederschlägt, zeigt sich hier ebenfalls deutlich: Dass sich die Frage nach kritisch-feministischer Wissensproduktion mir »selbstverständlich« in eine Frage nach dem Verhältnis von akademischer Institutionalisierung und Kritik übersetzte, sagt wahrscheinlich mehr über mich als Autorin, als über das Phänomen. Denn während es mir aus sachlichen Gründen unmöglich erscheint, feministisches Wissen vom politischen Aufbruch der Frauenbewegungen seit den 1970er Jahren zu trennen, ist der Bezug zu dessen Akademisierung zunächst vor allem meiner Biographie geschuldet – die freilich (so jedenfalls die Einschätzung einiger Autor_innen; vgl. u.a. Pechriggl 1996: 243) als durchaus typisch für eine bestimmte feministische »Generation« verstanden werden kann. In meinem Fall war der Zugang zur Welt feministischen Denkens zunächst wesentlich durch die Universität, oder besser: durch einzelne Lehrende und ihre Veranstaltungen, vermittelt. Vor allem aber schuf die (Prä-Bologna-)Universität Räume und Möglichkeiten für die (zeitaufwändige) Auseinandersetzung mit feministischen Ansätzen und Theorien, die nicht durch die Notwendigkeiten und die knappen Ressourcen aktivistisch-politischer Praxis bestimmt wurden. Nicht zuletzt lernte ich erst hier andere Arten und Weisen des kritischen Fragens, den bewussten Einsatz unterschiedlicher Perspektiven oder die kritische Reflexion der eigenen impliziten Wissensbestände kennen – kurz: das erkenntnistheoretische Handwerkszeug, das wir Studierende uns im akademischen Rahmen aneignen konnten, begleitet mich seither selbstverständlich auch dort, wo dem Selbstverständnis nach Politik und keine Wissenschaft gemacht wird.

Die Bedeutung akademisierter feministischer Wissensproduktion für meinen persönlichen Weg, darf freilich nicht zu dem Schluss verleiten, dass die akademische Art des Theoretisierens der aktivistischen überlegen wäre. Im foucaultschen Sinn mag die Wissenschaft ihren Anspruch als privilegierte Produzentin »wahren« Wissens erfolgreich verteidigt und ausgebaut haben, aus kritischer Perspektive ist sie zunächst als Wissensproduzentin unter anderen zu analysieren und gerade ihr Überlegenheitsanspruch gegenüber dem in anderen gesellschaftlichen Feldern produzierten Wissen ist als Effekt von Macht(beziehungen) kritisch zu hinterfragen (vgl. Foucault 1978: 53). Wenn ich im Folgenden einige der Beziehungen zwischen aktivistisch- und akademisch-feministischer Wissensproduktion unter die Lupe nehme, gehe ich davon aus, dass sich die Vielschichtigkeit und Komplexität der gegenseitig-

gen Bezüge und Einflussnahmen einfachen Logiken widersetzt. Wenn feministische Wissenschaft versucht als »akademischer Arm der Frauenbewegung« zu agieren und deren politische Ziele unmittelbar in Forschungs- oder Lehrpraxis zu übernehmen, kann sie innerhalb des wissenschaftlichen Feldes nicht bestehen. Umgekehrt jedoch würde eine Wissenschaft, die nur auf der einseitigen Ausbeutung der politischen Bewegung und der Aneignung ihres Wissens basiert, jeden Anspruch auf das Adjektiv »feministisch« einbüßen, das immer auch einen politischen Anspruch markiert. Zur Frage nach dem kritischen Potential der aktuellen feministischen Wissensproduktion gehört damit jedenfalls auch die Frage nach den Effekten der akademischen Institutionalisierung.

Spielfelder

Als theoretischer Ausgangspunkt dient mir Bourdieus Konzeption des »sozialen Feldes«. Soziale Felder werden dabei als »relativ autonome soziale Mikrokosmen« verstanden (Bourdieu/Wacquant 1996: 127), die einer je spezifischen Logik folgen und in denen um unterschiedliche Einsätze (illusio) »gespielt« wird. Ein soziales Felder ist dabei kein »Container« des sozialen Lebens, sondern besteht »in gewisser Weise nur durch seine Akteure und die objektiven Beziehungen zwischen ihnen« (Bourdieu 1998: 20). In dieser Bestimmung liegt auch seine Wandelbarkeit: »Jedes Feld [...] ist ein Kräftefeld und ein Feld der Kämpfe um die Bewahrung oder Veränderung dieses Kräftefeldes.« (ebd.)

Autonomen feministischen Aktivismus verstehe ich in diesem Sinn als spezifischen Ausschnitt aus dem Feld der Sozialen Bewegungen, mit denen er den grundsätzlichen Glauben an die Möglichkeit einer Veränderung der Welt »von unten«, d.h. durch die koordinierte (jedoch herrschaftsfrei und nicht-institutionell organisierte) Aktivität vieler Menschen, teilt. Die Logik dieses Feldes ist dabei – im Unterschied zur institutionalisierten Politik – durch Unmittelbarkeit, basisdemokratische Grundsätze und weitgehende Ehrenamtlichkeit bestimmt. Feministische Politiken wiederum – entstanden gerade auch in Auseinandersetzung mit und Abgrenzung von anderen Bewegungen – rücken die Geschlechterverhältnisse ins Zentrum der Auseinandersetzungen. Letzteres gilt auch für den – in Sabine Harks Worten – »akademisch gewordene Feminismus«, der sich historisch aus der Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre entwickelte, den ich jedoch als Ausschnitt des wissenschaftlichen Feldes verstehen möchte (vgl. Hark 2005). Feministische Wissenschaft ist dabei durch eine Reihe von Besonderheiten gekennzeichnet – etwa die enge (thematische wie personelle) Verbindung zu politischen Bewegungen, die späte und noch nicht abgeschlossene Institutionalisierung und die explizit politischen Zielsetzungen vieler Forscherinnen. Dennoch folgt sie prinzipiell der gleichen Logik und den gleichen »Spielregeln« wie andere wissenschaftliche Bereiche. So kann sich beispielsweise auch engagierte feministische Forschung nicht einfach von hergebrachten wissenschaftlichen Qualitätskriterien distanzieren, sondern muss sich an diesen messen lassen und/oder sich auf die Auseinandersetzungen um deren Veränderung einlassen, wenn sie als Wissenschaft anerkannt werden will. Sie kann sich zu Tendenzen eines neoliberalen Umbaus der Universitäten zwar kritisch positionieren – den Luxus sich nicht betroffen zu fühlen, kann sie sich allerdings nicht leisten. Ein Paradoxon feministischer Wissenschaft innerhalb der akademischen Institutionen bringt Hark

prägnant auf den Punkt: Diese stehe vor der Aufgabe »gegen die geltenden Regeln und Routinen angehen zu wollen, doch zugleich innerhalb dieser agieren zu müssen, um erfolgreich zu sein.« (Hark 2005: 244).

Diese Überlegungen zur grundsätzlichen Position feministischer Wissenschaft im akademischen Betrieb lassen sich unter Rückgriff auf das oben eingeführte Konzept der »Situierung« auch auf die Möglichkeiten einzelner Wissenschaftlerinnen beziehen. Will heißen: Weil das »Sein« – in unserem Fall das Eingebunden-Sein in einer Institution – nicht ohne Einfluss auf das »Bewusstsein« bleibt, lässt sich auch die Produktion von Wissen nicht abseits der materiellen und institutionellen Bedingungen denken, die diese Produktion ermöglichen *und* limitieren. Situierung und Positionierung kann sich in diesem Sinn nicht auf die Benennung einzelner persönlicher bzw. demographischer Charakteristika beschränken. So wäre etwa die Autorin dieses Artikels zwar richtigerweise als *weiß*, weiblich, nicht-behindert, heterosexuell, bürgerlich und christlich erzogen, akademisch gebildet ... (in der Unabschließbarkeit solcher Aufzählungen zeigt sich bereits ein Teil des Problems) zu charakterisieren, doch ist damit noch nicht viel Relevantes ausgesagt. In meinem Verständnis des Konzepts muss sich die »Situierung« v.a. auf die Bedingungen des eigenen Arbeitens richten. Bedingungen, die sowohl materiell zu verstehen sind – also etwa die relativ prekäre Position der Nachwuchswissenschaftlerin umfassen – wie auch Überzeugungen und Vorannahmen, intellektuelle Ausgangspunkte und akademische Bezugsrahmen sowie die Beziehungen zum »Objekt« der wissenschaftlichen Arbeit beinhalten. Ziel ist dabei nicht, den Einfluss solcher Faktoren »auszuschalten«, sondern sie bewusst zu machen, zu explizieren und damit als Ressource nutzbar zu machen. Was bei Bourdieu als »Objektivierung des objektivierenden Subjekts« (Bourdieu 1988: 10), die Basis jeden wissenschaftlichen Anspruch bildet, lässt sich mit Hilfe des Konzepts des »situiereten Wissens« auch in ethischer und politischer Hinsicht weiter und deutlich radikaler denken: Partialität, eine je spezifische Perspektive, die aber – und das ist meiner Meinung nach ein ganz zentrale Punkt – gerade aus dieser jeweiligen »Besonderheit« heraus Beziehungen, Austausch und Verbindungen möglich macht, wird hier zum notwendigen Ausgangspunkt der Wissensproduktion: »The only way to find a larger vision is to be somewhere in particular.« (Haraway 1988: 590).

Wenn nun aber die Verortung feministischer Wissensproduktion im institutionellen Kontext wesentlich für deren »vision«, deren Blickwinkel und blinde Flecken und damit auch für deren Fähigkeit zur Formulierung kritischen Wissens ist, macht es Sinn konkreter nach der Beschaffenheit dieses »somewhere in particular« zu fragen.

Spielplatz Universität

Wird nach der Geschichte der *Gender Studies* in Österreich gefragt, lassen sich gegensätzliche Sichtweisen finden: Die eine erzählt eine Erfolgsgeschichte, die die »Selbstverständlichkeit«, mit der heute Geschlechterwissen auf den Universitäten gelernt und gelehrt wird, in den Mittelpunkt stellt (vgl. AUF 15/2011: 28); die andere beklagt den Verlust der Radikalität – der politische Anspruch feministischer Forschung sei der Institutionalisierung geopfert worden, doch habe nicht einmal das die Re-Marginalisierung der Geschlechterforschung an den Universitäten aufhalten können. Für eine differenziertere – und wie ich meine produktivere – Sichtweise plädiert demgegenüber Sabine Hark (2005) mit ihrer These, dass »Teilhabe die prekäre Voraus-

setzung für Veränderung ist« (ebd.: 11), während umgekehrt »Akademisierung [...] schlicht eine notwendige Bedingung [ist], um überhaupt feministische Erkenntnisse produzieren und distribuieren zu können« (ebd.: 68). Zu fragen bleibt damit nach dem »Wie« der Teilhabe an Institutionen einerseits und nach den Auswirkungen der Institutionalisierung auf das produzierte Wissen andererseits.

Auch in Österreich ist die Geschichte der Institutionalisierung feministischer Wissenschaft untrennbar mit den Frauenbewegungen der 1970er und 1980er Jahren verbunden. Den Boden bereitet hatte die Öffnung der Universitäten in der Reformphase der 1970er, die unter anderem den Frauenanteil unter den Studierenden rapide ansteigen ließ. Nicht zufällig war eines der zentralen Betätigungsfelder des akademischen Feminismus von Anfang an die Wissenschaftskritik, insbesondere die Kritik an der (vermeintlichen) »Objektivität« und »Neutralität« der Wissenschaften, die den zugrundeliegenden Androzentrismus nur unzureichend kaschierten. Gegen eine solche »männliche« Wissenschaft, setzten die Versuche eine »feministische Methodologie« zu entwickeln auf »Parteilichkeit« und auf den politischen Anspruch der Emanzipation zu dienen. Deutlich wird ein solches politisches Verständnis der eigenen Arbeit in einigen der von Doris Ingrisch und Brigitte Lichtenberger-Fenz (1999) geführten, retrospektiven Interviews mit feministischen Wissenschaftlerinnen. Etwa wenn Edith Saurer festhält, dass »der Feminismus an der Universität als Teil einer größeren Bewegung zu sehen ist [...] Also Teil eines Aufbruches gewesen ist, zu diesem Aufbruch selbst einen wesentlichen Beitrag geleistet hat.« (Ingrisch/Lichtenberger-Fenz 1999: 19). Auf die Verbindung von politischem Anspruch und Wissenschaftskritik verweist wiederum Gabriella Hauch, die »feministisch« nicht als thematische Festlegung, sondern als Perspektive versteht, als »anderen Blick, der [...] die von einem männerdominanten Wissenschaftssystem und von einem männerdominanten Politiksystem geschaffenen gesellschaftlichen Befindlichkeiten aufzubrechen [versucht]« (ebd.: 219f.).

Für die Frage nach der »Teilhabe« feministischer Forschung an den akademischen Institutionen, ist allerdings möglicherweise ein anderer Aspekt entscheidender: Feministische Wissenschaft war zunächst eine Initiative »von unten«, soll heißen: wesentlich von Studentinnen initiiert und getragen. Ob es sich dabei um die Schaffung des *Uni-Frauenzentrums* (heute: UFO – UniFrauenOrt) in Wien 1980, die Abhaltung von *FrauenSommerUniversitäten* ab 1984 an unterschiedlichen Standorten oder die Organisation des *Ersten Interdisziplinären Frauenforschungsseminar* an der Uni Innsbruck 1986/1987 (Bachmann et al. 1988) handelte – immer waren Studierende zentrale Impulsgeberinnen. Zunehmende Anerkennung und Institutionalisierung (die sich auch in monetärer Unterstützung durch das Wissenschaftsministerium ausdrückte) führte hier allerdings rasch zu einer »Normalisierung« – sprich: Hierarchisierung – des Verhältnisses zwischen Lernenden und Lehrenden und zu einer Einhegung in gewohnte Formate des universitären Betriebs (vgl. Pechriggl 2005: 15). Verallgemeinernd lassen sich zwei unterschiedliche Strategien der Institutionalisierung festhalten: einerseits die interdisziplinäre Ausrichtung, die sich heute in Form der *Gender Studies* selbst-diszipliniert, damit jedoch auch ein deutlich sichtbares Zeichen für den relativen Erfolg feministischer Wissenschaften darstellt; andererseits die Versuche innerhalb der etablierten Disziplinen Fuß zu fassen und diese zu kritisieren, in Frage zu stellen und schließlich zu verändern.

Regeln sind da um gebrochen zu werden?

Kritischer muss die Bilanz ausfallen, wenn nicht die Institutionalisierung an sich, sondern die dadurch erreichte Veränderung der Institution Universität als Messlatte für den Erfolg feministischer Wissenschaft herangezogen wird. Zwar ist es in einigen Disziplinen gelungen, Ansätze der Geschlechterforschung innerhalb des universitären »Pflichtprogramms« zu verankern, und für interessierte Studierende besteht vielerorts die Möglichkeit feministische Lehrveranstaltungen zu besuchen, doch der »Kern« der Disziplinen folgt oft weiterhin unbeirrt androzentrischen Vorgaben. Ja, es ließe sich sogar argumentieren, dass die Institutionalisierung im eigenen feministischen Schrebergarten – sei es als eigenes *Gender Studies*-Curriculum oder in speziellen Modulen anderer Studienrichtungen – der feministischen Kritik an den »Spielregeln« des wissenschaftlichen Feldes die Spitze genommen hat. Statt Auseinandersetzung herrscht meist ein mehr oder weniger friedliches Nebeneinander. Zugespitzt lässt sich zudem behaupten, dass der Preis für die Möglichkeit *innerhalb* feministischer Forschung und Lehre kritische Theorien, Methodologien und unkonventionelle Methoden (kurz: kritische Inhalte) einzubringen, in der »Normalisierung« der Organisationsformen, Beziehungen, Präsentations- und Distributionsformen besteht. Auch »Revolutionäres« (etwa eine Fundamentalkritik an Zweigeschlechtlichkeit, Ungleichheit und Herrschaft ...) kann und darf wissenschaftlich formuliert und diskutiert werden – vorzugsweise auf den Seiten eines Peer-reviewed Journal mit hohem Impact-Factor. In Seminaren darf auch laut über die Funktion kritischer Wissenschaft nachgedacht werden, solange damit nicht das Bologna-taugliche System des geregelten Bildungskonsums in Frage gestellt wird.

Das oben zitierte Paradoxon feministischer Wissenschaft, nämlich gegen genau die Regeln angehen zu wollen, deren Befolgung für den Erfolg in diesem Feld ausschlaggebend ist, lässt sich noch einmal ausdifferenzieren: Während viele im engen Sinn *wissenschaftliche* Regeln – etwa der Status von Objektivität und Distanz gegenüber den »Forschungsgegenständen« – immer wieder (und nicht nur von Seiten feministischer Forscher_innen) erfolgreich in Frage gestellt wurden und werden, zeigen sich die *institutionellen* Regeln des wissenschaftlichen Feldes als schwer angreifbar. Besonders deutlich zeigt sich das an den Universitäten, wo der Trend dazu, unter dem Deckmantel der Einführung europäischer Standards immer restriktivere Studienordnungen durchzusetzen, bisher ungebrochen anhält. Genormte Studienverläufe, die den möglichst raschen Konsum klar abgegrenzter Wissensbrocken belohnen, während eine interessen geleitete Auswahl von Lehrveranstaltungen systematisch verunmöglicht wird, sind nun aber gerade nicht dazu geeignet, vernetztes und kritisches Denken zu fördern. Dasselbe gilt auch für eine Forschung, deren Wert zwar nicht in ECTS-Punkten, wohl aber in der Summe der eingeworbenen Mittel und der Anzahl der Publikationen gemessen wird – wobei der hier aufgebaute (Konkurrenz-) Druck auch auf jene wirkt, die sich als akademisches Prekariat von Projekt zu Projekt und von Stipendium zu Stipendium hangeln. Gerade aus feministischer Perspektive ist allerdings zu betonen, dass sich keine »gute alte Zeit« finden lässt, die wehmütig zu beschwören wäre – viel eher muss es darum gehen, (selbst-)kritisch nach der Involviertheit feministischer Forschung in den aktuellen neoliberalen Umbau zu fragen. Gudrun-Axeli Knapp (2005) fasst einen aktuellen Aspekt des von Sabine Hark beschriebenen Paradoxons zusammen:

Frauen- und Geschlechterforschung kann institutionalisierungspolitisch nicht umhin das Terrain zu besetzen, das sich im Kontext der stärkeren Betonung des Praxisbezugs von wissenschaftlicher Aus- und Weiterbildung eröffnet hat (Stichworte: Gender Competence, Gender Awareness, Mainstreaming usw.). Als Form einer kritischen Wissenschaft, die sie nach wie vor zu sein beansprucht, wird sie jedoch unglaublich und uninteressant, wenn sie nicht die gesellschaftlichen Entwicklungen gründlich reflektierte und kritisierte, in die sie selbst als modernisierende, reformierende und rationalisierende Praxis verwickelt ist. (Knapp 2005: 66)

Grenzenlos spielen ...

Wer von feministisch-kritischer Wissensproduktion spricht, kann sich auch heute nicht auf das akademische Spiel beschränken. Nicht nur findet Theorieproduktion in unterschiedlichen – nicht zuletzt aktivistischen – Kontexten statt, diese »Felder« sind auch längst nicht so scharf voneinander getrennt, wie von mir bislang vereinfachend dargestellt. Ein Beispiel für einen solchen Zusammenhang sind Elemente kritischer Theorien, insbesondere aus dem US-amerikanischen Raum – in den letzten Jahren sind hier insbesondere die feministischen Auseinandersetzungen mit Rassismus zu nennen – die oft über den Umweg akademischer Diskurse auch Eingang ins aktivistische (queer-)feministische Handeln finden. Die Grenze zwischen akademischem und aktivistischem Theoretisieren schwimmt hier, akademisches Wissen wird zu einer Ressource unter anderen für die aktivistische Praxis. Ein solcher transnationaler »Import« von Ideen wirft ohne Frage Schwierigkeiten und »Übersetzungsproblemen« auf – nicht zuletzt ist hier auf die Brüche in der feministischen Traditionsbildung zu verweisen, die das »Vergessen« von Erkenntnissen älterer deutschsprachiger Debatten befördern; Debatten, die etwa um die Privilegien weißer Frauen (vgl. u.v.a. Hügel-Marshall et al. 1999) oder die Einbindung in die Dominanzkultur (Rommelspacher 1998) geführt wurden. Im Sinne einer post-kolonialen Provinzialisierung des *weißen*, deutschsprachigen Feminismus kann gerade der Rückgriff auf diese lokal geführten Kämpfe kritisches Potential gewinnen, wenn es gelingt sie mit den transnationalen Wissensbeständen in Beziehung zu setzen. Orte eines solchen Austausches sind häufig gerade jene »alternativen Wissensökonomien« (Reitsamer/Zobl 2010), die in aktivistischen Kontexten geschaffen werden; etwa auf Ladyfesten, wenn sich diese (wie in Wien), einerseits durch ein breites und vielfältiges Workshop-Angebot auszeichnen und andererseits schon ihre Organisation selbst als – kritisch zu reflektierendes – Laboratorium verstanden wird (vgl. Graf 2008). Das an solchen Orten produzierte und vermittelte Wissen verdankt sich zum Teil der akademischen Bildung vieler Aktivist_innen, wird aber hier unter den völlig anderen Bedingungen einer selbstorganisierten, hierarchiearmen und nicht-zertifizierbaren Lehr-/Lernsituation bearbeitet.

Dass viele (queer-)feministische Aktivist_innen selbst über eine akademische Ausbildung verfügen, hindert sie nicht daran, den Bildungsinstitutionen kritisch gegenüber zu stehen, wobei nicht zuletzt die unmittelbare Erfahrung der eigenen Lebenssituation zu dieser Distanz beiträgt. Die feministischen Studierenden und Akademiker_innen finden heute andere Bedingungen vor, als jene, die sich in den 1980er Jahren anschickten die Universitäten zu verändern. Diese Institutionen erscheinen heute kaum mehr als Orte, deren Eroberung lohnen würde – weder er-

scheint die fixe Anstellung an der Universität als eine realistische Idee für die berufliche Zukunft, noch als eine allzu verlockende. Die extreme Arbeitsbelastung der eigenen (feministischen) Professor_innen vor Augen, die Erfahrung immer enger werdender institutioneller Zwänge im Kopf, der erlebte Totalabbau universitärer Demokratie, zunehmende Konkurrenz und stets überfordernden Leistungsdruck lassen andere – zwar nicht sicherere, dafür aber gestaltbare – Wege attraktiver erscheinen. Eine häufige Folge ist die akademische Prekarisierung, die zwar keineswegs vor dem Räderwerk aus Projektarbeit, schwindenden Förderungen, Leistungs- und Konkurrenzdruck schützt, die aber einige seiner hässlichen Seiten deutlicher hervortreten lässt und zumindest hin und wieder (und manchmal erzwungen) auch Atempausen für die Reflexion lässt. Weit davon entfernt ein »revolutionäres Subjekt« zu begründen, kann Prekarisierung damit auch zum Ausgangspunkt kritischer (Denk-)Bewegungen werden, die sich der Institutionen und des dort generierten Wissens bedienen, sich selbst jedoch andere, autonome Räume schaffen. Für eine feministische Wissensproduktion, die sich an Haraways Diktum orientiert, wonach Wissen nur in kollektiven Prozessen, in »power-sensitive conversations« entstehen kann (Haraway 1988: 590), sind das vielleicht nicht die schlechtesten Voraussetzungen – für ihre Protagonist_innen bleibt es freilich ungemütlich.

Literatur

- Bachmann, Judith/ Grabner-Niel, Elisabeth/ Ladner, Gertraud/ Rottensteiner, Anna/ Tschenet, Roswitha/ Zacke-Hollenstein, Michaela (Hg.) (1988) *Frauen-Bunt im Unigrau: Dokumentation des 1. Interdisziplinären Frauenforschungsseminars, WS 86–87*. Institut für Erziehungswissenschaften der Univ. Innsbruck.
- Bourdieu, Pierre (1988) *Homo Academicus*. Frankfurt.
- Bourdieu, Pierre (1998) *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Konstanz.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J.D. (1996) *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt.
- Foucault, Michel (1978) *Wahrheit und Macht*. Interview von A. Fontana und P. Pasquino. In: *Dispositive der Macht*. Berlin, 21-54.
- Graf, Silke Maria (2008) *Verhandlungen von Geschlecht nach der Dekonstruktion am Beispiel Ladyfest Wien 2004*. Diplomarbeit Universität Wien.
- Haraway, Donna (1988) *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. In: *Feminist Studies*, 14 (3), 575-599.
- Hark, Sabine (2005) *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt.
- Hügel-Marshall, Ika/ Lange, Chris/ Ayim, May/ Bubeck, Ilona/ Aktas, Gülsen/ Schultz, Dagmar (Hg.) (1999) *Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung*. Berlin.
- Ingrisch, Doris/ Lichtenberger-Fenz, Brigitte (1999) *Hinter den Fassaden des Wissens. Frauen, Feminismus und Wissenschaft – eine aktuelle Debatte*. Wien.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2005) *Vom Rand zum Mainstream und zurück? Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung*. In: *Blimlinger, Eva/ Garstenauer, Therese (Hg.) Women/Gender Studies: Against All Odds*. Innsbruck/Wien/Bozen, 65-76.
- Pechriggl, Alice (1996) *Utopiefähigkeit und Autonomie. Feministische Demokratieentwürfe*. In: *Fuchs, Brigitte/ Habinger, Gabriele (Hg.) Rassismen & Feminismen*. Wien, 240-249.
- Pechriggl, Alice (2005) *Feministische Geschlechterforschung und Gender Mainstreaming: Auf dem Zug oder unter den Rädern?* In: *Blimlinger, Eva/ Garstenauer, Therese (Hg.) Women/Gender Studies: Against All Odds*. Innsbruck/Wien/Bozen, 13-20.
- Reitsamer, Rosa/ Zobl, Elke (2010) *Youth Citizenship und politische Bildung am Beispiel der Ladyfeste*. In: *Magazin.erwachsenenbildung.at* (11). <http://www.erwachsenenbildung.at/magazin/10-11/meb10-11.pdf>. (19. 3. 2013).
- Rommelspacher, Birgit (1998) *Dominanzkultur: Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin.